

DIE GESCHICHTE EINER KURZEN, ERFOLGLOSEN AKADEMISCHEN KARRIERE

Vorbemerkungen des Übersetzers:

Der Text ist nun schon reichlich alt, erscheint mir aber immer noch interessant - vielleicht für manche auch 'nur' aus historischem Interesse. Ein Problem, was sich aus dem Alter des Textes erklärt, ist die spezielle Verwendung des Wortes 'Gay': M.S. verwendet das Wort sowohl für Schwule als auch für Lesben (im allgemeinen), oder er benutzt 'gay people' bzw. 'gay men'. Ich habe dies rausgenommen und überall nur Schwule geschrieben. Dies zum einen zur Vereinfachung, aber auch, weil M.S. sich fast nie im Text auf Frauen bzw. Lesben bezieht (außer in einer abstrakten Beziehung wie Feminismus), von daher die Benutzung von z.B. 'Schwule/Lesben' für 'gay people' reichlich geschönt wäre, eine gewisse Männerfixiertheit des Textes weitergeführt hätte. Desgleichen trifft auch bzgl. einer nicht-sexistischen Sprache zu - also '-Innen'. Im Englischen gibt es diese Formen bekanntlich nicht, dennoch schien mir der Autor sich hauptsächlich auf männliche Akteure zu beziehen. Die Verwendung des '-Innen' variiert etwas, tendenziell wäre aber davon auszugehen, daß der Autor Männer meint.

Viel Spaß.

Teil I

Die Nützlichkeit einer Geschichte liegt darin, die Entwicklung eines Prozesses aufzuzeigen. In diesem Fall ist der Prozess die Entwicklung einer Identität. Indem ich meine Erfahrungen als ein Beispiel verwende, hoffe ich, die empirische Realität der Eindimensionalität dieser Gesellschaft bei der Bestimmung der Identität eines Individuums zu zeigen. Dies wird durch die Schlüsselinstitution der Geschlechtsrollen getan. Zu was ich heranwachsen mußte, was es heißen mußte, ein männliches menschliches Wesen zu sein, wurde mir als unausweichlich und unhinterfragbar präsentiert. Maskulinität wurde mir von der sozialen Welt, deren Teil ich war, als eine Zusammenstellung persönlicher Charakteristika vor-definiert, die ein Teil meiner Identität werden mußten. Mir, wie allen männlichen Kindern, wurde gelehrt, daß mein Wert als Person von meiner Macht über andere abhing. Mir wurde gelehrt, daß ich um persönliche Macht konkurrieren und daß ich, um erfolgreich zu sein, Gefühle der Schwäche, der Zärtlichkeit und der Abhängigkeit unterdrücken und mich anderen Männern gegenüber als selbstgenügsam und gefühllos präsentieren mußte.

Trotz der vollkommenen Durchdringung mit dieser Unterrichtseinheit befand ich mich schließlich in totaler Rebellion gegen die Männlichkeit. Die Ursache dieser Rebellion war etwas, das scheinbar völlig außerhalb der Realität der Welt lag, die mir beigebracht worden war - die Tatsache meines Schwulseins. Für diejenigen von uns, die sich auf die Schwule Befreiungsbewegung beziehen, hat Schwulsein eine viel weitreichendere Bedeutung gewonnen als die ursprüngliche Tatsache unserer Homosexualität. Die Beschreibung, wie ich dazu kam die Definition von mir als einen Mann zurückzuweisen, ist auch die Beschreibung davon, wie ich dazu kam das Konzept des Schwulseins zu erstehen, dadurch daß ich die politische Realität der psychologischen Charakteristika der Männlichkeit zu verstehen begann.

Wir leben unser Leben im Kontext von gesellschaftlichen Institutionen. In meinem Fall bildeten sich diese Prozesse im Kontext der akademischen Welt aus. Dies war kein Zufall. Ich befand mich in der akademischen Welt, weil sie mir als ein weniger maskulines Milieu als die meisten anderen Institutionen präsentiert worden war. Doch es stellte sich heraus, daß der Erfolg in dieser Sphäre genauso von diesen Charakterzügen, die als männlich definiert werden, abhing wie in allen anderen Bereichen der

Gesellschaft auch. Somit kann ich durch die Beschreibung meiner akademischen Karriere zeigen, wie die sozialen Bedürfnisse, nach denen sich Männer in ihrem Handeln richten, für das Funktionieren sogar der als weniger maskulin erscheinenden gesellschaftlichen Institutionen wesentlich sind.

Letztendlich führt diese Behauptung zu der Vreallgemeinerung, daß die maskuline Persönlichkeit, der männliche Drang zu zwischenmenschlicher Dominanz, der psychische Maschine ist, die die kapitalistische Gesellschaft zum Funktionieren benötigt. Um die existierenden gesellschaftlichen Strukturen zu reproduzieren und damit die Fortexistenz ihrer Kontrolle abzusichern, benutzen diejenigen mit wirklicher Macht, weiße Männer der herrschenden Klasse, ihre Kontrolle über Erziehungs-, Kommunikations-, unterhaltungs- und religiöse Institutionen, um Männer zu schaffen, die ihr positives Selbstbild in ihrer Macht über andere suchen. Dadurch haben sie Mittelklasse-Männer, die durch das Bedürfnis Macht zu erreichen dazu motiviert sind, die organisatorische Maschinerie in Gang zu halten und Arbeiterklassen-Männer, die durch persönliche Macht über (ihre) Frauen und der Möglichkeit zur erfolgreichen Konkurrenz um persönliche Macht mit Rivalen aus ihrer eigenen Klasse mit ihrer realen Machtlosigkeit versöhnt werden können, zur Verfügung. Zusätzlich haben weiße Arbeiterklasse-Männer zumindest eine stellvertretende Macht über Menschen aus der "Dritten Welt". Ebenso benötigen die Macht-Haber Frauen, die ihr Selbstwertgefühl aus ihrem Erfolg bei der materiellen und emotionalen Unterstützung eines Mannes in seinem Kampf um Macht herausziehen, anstatt selbst als Konkurrentinnen aufzutreten. Das vorliegende Papier illustriert wie der maskuline Drang nach Macht die wesentliche treibende Kraft in der Funktionsweise der akademischen Institutionen darstellt.

Aber diese Abstraktionen können das Thema nur definieren; sie können es nie geltend machen (?). Meine Erfahrungen sind keine Abstraktionen für mich, mein Leben basiert auf ihnen. Männlichkeit erscheint mir jetzt nicht mehr als soziologisches Konzept, sondern als Prokrustesbett (Schema, in das jemand/etwas hineingepreßt werden soll, eigentlich Folterbank), in das die Gesellschaft mich hineinpressen will; mein Kampf dagegen ist ein Kampf dagegen, bis zur Unmenschlichkeit verstümmelt zu werden. Meine akademische Karriere war ein Kampf auf Leben und Tod, den ich nur gerade so überlebt habe. Die Realität dieses Kampfes will ich hier vermitteln. Zu der Zeit als ich zehn Jahre alt war, war er schon im Gange.

Teil II

Als ich zehn Jahre alt war, war der zentrale Punkt in meinem Leben die Forderung, daß ich ein Mann werde. Zu dieser Zeit waren die wichtigsten Beziehungen, in denen mir gelehrt wurde mich selbst zu definieren, diejenigen, die ich mit anderen Jungen hatte. Ich wußte bereits, daß ich jede Begegnung mit einem naderen Jungen als einen Wettbewerb sehen mußte, in dem ich gewinnen oder zumindest meine Position halten mußte. Die Schule war die wichtigste Arene für diesen Wettbewerb, besonders der Schulhof. Der selbe Unterricht ging überall weiter, nach der Schule, sogar in der Sonntagsschule. Meine Eltern, meine Verwandten, die LehrerInnen, die Bücher, die ich laß, die Filme, die ich sah, alle lehrten mich, daß mein Selbstwert von meiner Männlichkeit abhing, meine Bereitschaft mich mit anderen Jungen zu messen. Dies bedeutete in der Regel nicht einen körperlichen Kampf, obwohl die Bereitschaft aufzustehen und "wie ein Mann zu kämpfen" immer ein letzter Test blieb. Aber die Beziehung unter uns hatte normalerweise den Charakter eines bewaffneten Waffenstillstands. Mädchen waren noch überhaupt kein Teil dieser sozialen Welt, einfach weil sie nicht an diesem Wettbewerb beteiligt waren. Sie mußten nicht verarscht werden, es gab nichts zu gewinnen wenn man sie einschüchterte, so wurden sie mehr oder weniger ignoriert. Manchmal, wenn keine Erwachsenen da waren, zeigten wir uns, daß wir uns mochten, aber meistens verhielten wir uns so, wie es uns beigebracht wurde.

So wußte ich, was ich zu tun hatte um ein Mann zu sein. Mann konnte nur erfolgreich sein seine Männlichkeit aufzubauen, oder ein Versager sein, ein Feigling, der nicht aufstehen und kämpfen konnte. Mann entschied sich nicht ein feigling zu sein, ein verlierer - man verlor. Da Männlichkeit, natürlich, das war, was alle wollten, mußten die Unmännlichen diejenigen sein, die zu schwach waren es als Mann zu schaffen.

Als ich in der Junior High School (Aufbaustufe für die High School) war, definierte ich mich selbst, und

wurde von den anderen Jungen definiert, als Verlierer, als der Klassenfeigling. Im wesentlichen bedeutete dies, daß ich mich als mißglückten Mann ansah. Doch der Anfang meines Schwulseins (erkenne ich jetzt) war der Anfang meines Versuchs mir das auszusuchen, was ich war. Ich fing an mich selbst positiv neu zu definieren, neu zu definieren, as es bedeutete kein erfolgreicher Mann zu sein. Dadurch bewegte ich mich aus der sozialen Realität heraus, in die ich hineingeboren worden war.

Mein erster Versuch der Selbstbestätigung war mir selbst gegenüber darauf zu beharren, daß ich sowieso kein Mann sein wollte. Vieles davon war natürlich Beleidigtsein, und das wußte ich auch. Aber es gab wirklich einen Teil in mir, der, in Opposition zu allem was mir beigebracht worden war, wirklich kein Mann sein wollte. Damals wußte ich nichts über Homosexualität; ich wußte nichteinmal was über Sex. Aber seit ich fünf war wollte ich die Körper von anderen Jungen berühren und halten, und wenn ich das tat, fühlte ich mich warm und geborgen und fühlte auch eine Zärtlichkeit ihnen gegenüber. Als ich acht oder neun war hatte ich gelernt, wie schlecht und schmutzig, wie unmännlich dies war, und ich hatte solche Angst davor, dabei ertappt zu werden, daß ich damit aufhörte. Aber das Bedürfnis blieb, ein gigantisches Ding, das immer da war. Es lag total außerhalb der Realität, was es bedeutete ein Mann zu sein. Doch es war so real, so unleugbar ein Teil von mir, daß es mich dazu zwang mich als außerhalb der Welt von allen anderen Jungen, die ich kannte, zu sehen. Es war nicht nur einfach, daß ich kein Mann sein konnte, es war auch, daß ich diesen Teil von mir kannte, der niemals durch Männlichkeit zu befriedigen wäre, weil er etwas wollte, was niemals ein Mann machen würde. Denn die Belohnung für den Erfolg als Mann ist Macht über andere Männer - und ich verstand, daß das Bedürfnis, das ich hatte, niemals durch Macht befriedigt werden könnte. Ich war mir nicht genau sicher, was ich wollte, was ich tatsächlich mit einem anderen Jungen tun wollte. Aber ich wußte, daß, was immer es auch war, es nötig war, daß wir beide es wollten, daß es nur echt war, wenn es freiwillig gegeben wurde. Alle Arten von Fantasien gingen mir durch den Kopf und dominierten mein Bewußtsein vollkommen. Sie waren alle ziemlich vage, aber sie beinhalteten alle Beziehungen mit anderen Jungen in sehr unmännlichen Arten, Arten, die nichts mit Macht zu tun hatten.

Also, obwohl ich versuchte, ein Mann zu sein, so konnte ich doch nie vollkommen in dem Wettbewerb aufgehen, wenn der Preis für den Erfolg mir nicht mit dem zusammenzupassen schien, was ich wirklich wollte. Dies mag ziemlich abstrakt für einen dreizehn-jährigen Jungen erscheinen, aber ich glaube, daß ich die Welt mit 13 weit besser verstand als lange Zeit danach. In dieser Zeit brach ich auf, um eine Alternative zur Männlichkeit zu finden, etwas zu dem ich heranwachsen konnte. (Im Grunde hat dies zum Ziel des Schwulseins geführt, der Zurückweisung der ganzen Dimension der Maskulinität-Femininität als eine Scala, auf der die Menschen ihre ihnen angemessene Position finden, und zum Versuch eine neues Konzept der 'Menschlichkeit'. Aber dies kam später).

Ich fühlte mich noch nicht dazu bereit, es mit der Welt in der Junior Highschool aufzunehmen, deshalb fing ich an, mich in der Welt, wie sie mir präsentiert worden war, umzuschauen, um einen Platz für mich zu finden. Eine Wahl, die ich hätte treffen können, war, mich dazu zu entscheiden eine Frau zu sein, wenn ich kein Mann war. Viele junge Schwule treffen diese Wahl. Ich dachte, ich hätte eine andere Alternative gesehen, etwas anderes, was ich sein konnte, das ein Teil der Welt war, die ich kannte, doch nicht männlich. Tatsächlich stellte sich diese Alternative als zwanzig Jahre dauernder Umweg in eine Sackgasse heraus, die Sackgasse der akademischen Karriere. Aber zu der Zeit dachte ich, ich würde einen Ausweg sehen: Ich würde zu einem Gehirn aufwachsen.

Intellektuelle Fähigkeiten und Kenntnisse waren mir immer als in hohem Maße unmännlich dargestellt worden, als etwas, das ein echter Mann nicht ernst nahm, da sie nicht praktisch waren (das heißt nicht zu Macht führten). So waren sie eine Flucht vor der Maskulinität in die Askese und die Quelle des einzigen positiven Selbstbildes, das ich mir vorstellen konnte. Ich hatte gehofft, daß ich auf der Hochschule, wenn die Großen Männer Auf Dem Campus auf den Fachhochschulen und den Wirtschaftshochschulen wären, andere Leute wie mich selbst finden würde und daß wir als unmännliche Intellektuelle neue Arten des Umgang miteinander finden würden.

Sattdessen schien mir, daß all die anderen Gehirne, als die Großen Männer weg waren, Mann spielen wollten. Nur spielten sie es nun auf ihre Weise. Meine Zufluchtsstätte vor der männlichen Konkurrenz war zu einer ihrer Arenen geworden. Und die Waffen, die eingesetzt wurden, Wörter, waren etwas in

deren Einsatz ich geschult war. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich ein Großer Mann sein, ein Gewinner. Und noch mehr, ich fing an dies zu tun ohne es überhaupt zu merken. Ich machte einfach weiter wie immer. Plötzlich fand ich mich wieder und wurde als Gewinner in einem Wettbewerb herausgestellt, von dem ich noch nicht einmal wußte, daß ich daran teilnahm.

Das weiterführende Soziologieinstitut der UCLA war so männlich wie eine Umkleidekabine. Die Studentinnen waren zurückhaltend und unscheinbar, wurden im Wettbewerb nicht ernst genommen und schienen sich selbst nicht ernst zu nehmen. (Von den drei Ausnahmen, an die ich mich erinnern kann, sind zwei jetzt radikale Feministinnen und die dritte hat sich selbst umgebracht.) Aber ich bemerkte nicht das Spiel, das gespielt wurde, weil der wesentliche Weg, wie ich sie früher erkannt hatte, war aus der Perspektive des Verlierers. Als ich mich plötzlich mitten im Spiel als ein Gewinner fand, wußte ich eine Weile nicht wo ich war. Aber ich wußte, daß ich einer der jungen aufstrebenden Männer des Instituts war. Mir wurde ein Spezielles Forschungsstipendium am Nationalen Institut für Allgemeine Medizinische Wissenschaft angeboten. Ich redete mehr als alle anderen in allen Seminaren und konnte verhindern, daß andere Männer mich unterbrachen. Und ich bemerkte, daß ich es höllisch genoß.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich einen Geschmack von Macht über andere. Während ich meinen Lehrern(Innen?) immer noch als ziemlich naiv und ziellos erschien, so wurde ich doch endlich als ein Mann behandelt. Sogar meine Familie erschied, daß letztendlich Universitätsprofessoren gar nicht so übel waren. Zum ersten (und letzten) Mal in meinem Leben betrachtete mich meine Familie als einen Erfolg. Ich vergaß einfach, daß ich ein Feigling in der Junior Highschool gewesen war und fing an zu glauben, daß ich ein Spätzünder sei und daß ich nun endlich zu meiner Männlichkeit käme.

Zumindest versuchte ich dies zu glauben. Aber dazu hätte ich das, was ich als Wahrheit über mich wußte, daß ich ein Homosexueller war, total unterdrücken müssen. Dies gelang mir nie, so konnte ich nie an die Realität meiner maskulinen Macht glauben. Ich konnte sie nur als eine defensive Fassade verwenden. Obwohl ich zum ersten Mal Zugang zu maskuliner Macht hatte, wollte ich immer noch nicht das, was mit diese Macht gekauft werden muß, wenn sie in dieser Gesellschaft verwirklicht werden soll. Und ich war sicher, daß sobald dies offensichtlich wurde, die Menschen erkennen würden, daß ich trotz allem kein Mann war.

So bedeutete die Macht, die ich anfang in der akademischen Welt zu erlangen, mir nie das selbe wie für einen heterosexuellen Mann. Ich glaube, daß diese Macht typisch war für die, die "erfolgreiche" Homosexuelle einsetzen, insofern als ich sie als im wesentlichen defensiv erfuhr. Sie war keine Waffe für mich, um den maskulinen Preis zu gewinnen, den ich immer noch nicht wollte, sondern ein Schild, hinter dem ich meine Fehler vor dem öffentlichen Blick verbarg. Egal wie mächtig ich anderen erschien, das beste, was ich mir von dieser Macht erhoffen konnte, war Sicherheit, Schutz - niemals Befriedigung. Wenn dies für scheinbar mächtige homosexuelle Männer zutrifft, dann basiert ihr Zugehörigkeit auf Angst und Verteidigung, unabhängig davon wie sehr sie Teil und dieser Gesellschaft ergeben zu sein scheinen; ihre einzige Hoffnung auf Befriedigung liegt darin, ihre Macht und ihre Bindung an diese Gesellschaft aufzugeben.

Dies alles soll nicht die objektive Realität, daß mittelklaase, weiße, männliche, ausgebildete Homosexuelle wie ich tatsächlich Macht ausüben, leugnen. Aus der Perspektive der StudentInnen, die ich unterrichtete, aus der von Menschen aus der '3.Welt', aus der von Frauen, hatte ich die Macht, um als ihr Unterdrücker zu handeln. Ich hätte diese Macht kraft meiner akademischen Position, meiner Zeugnisse und der "fachmännischen" Fähigkeiten, die mir beigebracht wurden. All diese basieren auf Klassen- und männlichen Privilegien. Ich will nur sagen, daß die Vorteile, die ich aus dieser Macht bezog, für mich nicht bedeutungsvoll waren. Dies bedeutet nicht, daß meine Machtausübung weniger real oder unterdrückend für die mir untergeordneten gewesen wäre, und impliziert keine Verpflichtung für ihre Seite, die Legitimität meiner Macht anzuerkennen. Die Tendenz mächtiger Männer, die Unterdrückten zu bitten, Sympathie für ihre Gefühle von Unauthenzität und Machtlosigkeit erscheint mir wesentlich verlogen. Ich verlange von denen, über die ich Macht habe, nichts anderes, als die Forderung, daß ich die Macht preisgebe. Genauso ist meine einzige Antwort, wenn mächtigere Männer mir erzählen, daß ihre Macht ihnen nichts bringt, daß dies sie williger machen sollte, sie aufzugeben. Dies bringt mich zu meinem Punkt zurück. Ich glaube, daß homosexuelle Männer wie ich ihre Klassen- und

Geschlechterprivilegien leichter als heterosexuelle Männer aufgeben können, weil die Vorteile, die wir aus ihnen ziehen, nicht so real sind. Nur dann können wir Solidarität mit anderen Unterdrückten geltend machen.

Zu dieser Zeit meines Lebens wollte ich meine Privilegien nicht aufgeben, weil ich keinen alternativen Weg zu leben sah. So fing ich an, doch ein Erfolg zu werden. Das akademische Leben mochte auch nur ein anderer männlicher Käfig sein, zumindest war es einer, in dem ich mich in einem der höheren Plätze befand. Einfach sicher zu sein, daß ich als Mann durchgehen würde, besonders bei meiner Familie, war etwas, für das ich dankbar war. Ich hatte mir sogar eine Spezialität herausgepickt: Ich hoffte es zu einem Großen Mann in Entfremdungstheorie zu bringen.

Aber gerade da, wo ich bereit war, Mann zu spielen und um Erfolg zu kämpfen, veränderte sich das Spiel wieder. Als ich das Ende der höheren Fachsemester erreichte und anfang, mich nach einem Job umzusehen, verschob sich die wichtigste Arena des Wettbewerbs von den Polemiken des Klassenzimmers zum Einsatz von unternehmerischen und Führungsfähigkeiten innerhalb der Bürokratien der akademischen Abteilungen. Erfolg wurde jetzt vom Verkauf von Produkten und zukünftigen Produkten bestimmt: Aufsätze und Forschungsprojekte. Diese mußten an akademische Abteilungen, Herausgeber und Agenturen verkauft werden, die die Forschungssubventionen stifteten. Während die argumentatorischen Fähigkeiten, die mich erfolgreich für die Richtigkeit meiner Analyse der Dinge streiten ließen, für diese Art des Wettstreits wichtig waren, waren doch andere Fähigkeiten noch wichtiger, so wie die Fähigkeit, lange, formale, hoch strukturierte und bürokratisch tadellose Forschungsvorschläge zu schreiben. Auf dieses Set von verlangten Fähigkeiten stieß ich zum ersten Mal, als ich mich für Forschungsstipendien bewarb. Dann kam die Bewerbung für einen Job. Ich bekam bereits Angst von der Aussicht, daß eine erfolgreiche Karriere eine Konzentration auf solche Dinge nötig machen würde. Ich konnte, wenn ich wollte, aber sie brachten nicht einmal die falsche Befriedigung der Macht im Klassenzimmer. Sie schienen keinerlei Spaß zu machen - nur Plackerei, entfremdete Arbeit. Sie waren die Mittel zu einer erfolgreichen Karriere, aber das Ergebnis schien es niemals wert zu sein.

Wieder schien sich die Welt um mich herum verändert zu haben. Ohne eine selbstbewußte Veränderung meinerseits fing die Befriedigung, die ich aus meiner Umwelt ziehen konnte, nachzulassen. Zu dieser Zeit war ich auf meiner ersten SoziologInnen-Konferenz gewesen, und jeder Rest Hoffnung, ich könnte einige andere Nicht-Männer irgendwo finden, wurde vom Anblick all dieser jungen Leitungs-Typen, mit Drinks in den Händen, die sich gegenseitig vollredeten und die Aussichten sondierten. Als ich dies sah, wurde mir klar, warum meine familie entschieden hatte, daß es in Ordnung wäre, wenn ich Kollege-Professor werden würde.

TEIL III

Nichtsdestotrotz bekam ich einen Job am City College von New York. Als ich im Herbst 1967 ankam, hatte ich eine komplette Persönlichkeit zur Presentation fertig, bis hin zum buschigen Bart. Damals wußte ich, daß ich, solange ich die Dinge auf einem abstrakten Level hielt, - und wir Männer hielten sie dort - fähig war, mich klar auszudrücken, bis hin zur Schlagfertigkeit, und selbstbewußt war bis zum Punkt der Blasiertheit. Ich war distanziert-freundlich und unpersönlich-heiter zu jedem. Ich war mir ziemlich sicher, daß ich jetzt als Mann durchgehen würde.

Aber immer noch wußte ich, daß als Mann zu gelten nicht helfen würde. Und so hämmerte die dreckige, hässliche, wütende Stadt von New York jeden Tag auf mich ein, den ich dort verbrachte - ich war zu einsam, um mich einen Dreck darum zu kümmern, es zu schaffen, zu einsam, um etwas so bedeutungsloses wie eine erfolgreiche akademische Karriere ernst zu nehmen. Ich bin New York noch immer dankbar dafür. Als ich dort ankam und fühlte, wie es war, brauchte ich so dringend Menschen, daß ich die meiste Zeit sterben wollte. Dies zwang mich, mich auf das richtige Geschäft des Lebens einzulassen und anzufangen, wie in Kontakt mit anderen Menschen kommen konnte, und mit mir selbst.

Also war mein dringendes Bedürfnis, als ich einmal in New York war, das nach anderen Menschen. Wenn ich mich umsah, sah ich zwei Gruppen: meine Kollegen und die StudentInnen. Da meine Kollegen

die Gruppe waren, aus denen ich mir meine Freunde suchen sollte, wandte ich mich ihnen zuerst zu. Was ich fand, hätte mich nicht überraschen sollen: sie waren nicht so sehr anders als ich, als ich gedacht hatte. Viele sahen so aus, als wären sie als Kinder ziemlich mies in Sport gewesen und hätten es schwer gehabt, ein Date auszumachen. Sie waren aus ähnlichen Gründen wie ich in der Akademie gelandet, aber trotzdem waren sie sehr verschieden von mir, denn als Erwachsene hatten sie endlich gefunden, daß sie es als Männer schaffen könnten, wenn sie daran arbeiten würden. Und das taten sie ganz sicher. Der Lohn der Männlichkeit war ein wichtiges Ziel für sie.

Meine Kollegen konnten mein Bedürfnis nach Freundschaft nicht befriedigen. Also wandte ich mich den StudentInnen zu. Meine erste Begegnung mit ihnen hatte am ersten Morgen des Semesters stattgefunden. Um 8 Uhr morgens fand ich die erste von drei Gruppen von 80 Personen vor, die mich anstarrten. Als ein vielversprechender Student war ich kontinuierlich aufgebaut worden, um zu forschen und mich selbst als Forscher zu definieren. Lehren war eine kleinere Aufgabe, die ich so beiläufig mitgenommen hatte. Folglich hatte ich nie zuvor vor einer Klasse gestanden, und ich hatte ziemlich Angst. Ich stammelte durch den ersten Tag, aber schaffte es irgendwie. Am Ende der Woche fiel es mir viel einfacher, auch wenn es gelegentlich Anflüge von Panik gab. In der zweiten Woche fing ich an, mich einzuarbeiten, und am Ende des Monats fühlte ich mich zuhause. Der endlose, mühelose Strom von Worten, der mich zum Schrecken des Graduiertenseminars gemacht hatte, erfüllte immer noch seinen Zweck. In einer Klasse mit 30 graduierten StudentInnen hatte ich die anderen Männer daran gehindert zu Wort zu kommen; bei nicht-graduierten, unerfahren, die bereits mein Recht, soviel zu reden wie ich wollte, akzeptierten, war es meine eigene Show. Dies war genau entgegengesetzt zu dem Umgehen der meisten meiner Kollegen. Da sie dazu tendierten, vor verbalen Zusammenstößen und Auseinandersetzungen, vor männlicher Konkurrenz auf diesem Level zurückzuschrecken, waren sie im allgemeinen verängstigt durch jeden direkten Streit mit StudentInnen. Ihre Fähigkeit zur Konkurrenz machte sich aus der Distanz geltend, vertreten durch Papier; ihre Siege lagen in Ausdauer-Wettbewerben in der Produktion von Papier, das nach Gewicht beurteilt wurde. Sie hatten besonders Angst vor jungen Leuten, die für sie eine rätselhafte und feindliche Kraft repräsentierten. Sie kannten junge Leute so wenig, daß sie fürchteten, sie ständen am Rande einer Revolution. In den Sozialwissenschaften gibt es einen zusätzlichen Grund für die Defensivität: die Fakultät verdächtigte die StudentInnen, sowohl die Ideen der Sozialwissenschaften als auch die Methoden, mit denen sie erzielt wurden, als trivial und irrelevant für ein Verständnis der wirklichen Welt um sie herum anzusehen, und so die Autorität der Mitglieder der Fakultät als Experten in Zweifel zu ziehen. Die meisten Studenten betrachten die Art der Konzepte und der Analyse, die sie in sozialwissenschaftlichen Texten vorfinden, als stumpfsinnig und anmaßend, und sie haben recht.

Folglich benötigten die meisten der Fakultät ihre Macht als Lehrer dazu, die StudentInnen zu zwingen, die Legitimität ihrer Autorität als Experten (und so die Wahrheit des konzeptionellen Systems, in dem ihre Fachkenntnis lag) anzuerkennen. So funktioniert unser System der höheren Ausbildung. Alle Voraussetzungen - Texte, Tests, Papiere - sind so gestaltet, daß der Erfolg oder Mißerfolg des/der StudentIn von seiner/ihrer Fähigkeit, innerhalb der Definition der Wirklichkeit des Lehrers zu verstehen, zu interpretieren und zu arbeiten.

So wirkt die Verbindung, die Männer zwischen ihrem Selbstbewußtsein und Macht machen, als psychologischer Unterbau des Funktionierens solcher Institutionen wie des Ausbildungssystems. Selbst der/die unabhängige StudentIn kann nur in der Defensive sein, da er/sie innerhalb der konzeptuellen Welt des Lehrers arbeiten muß und der Lehrer nicht die geringste Verpflichtung hat, die Perspektive der/des StudentIn zu verstehen. Das meiste, was unabhängige StudentInnen machen können, ist ein verdrossener Groll und ein anti-intellektueller Skeptizismus, der die Relevanz jeder abstrakten Analyse leugnet, während sie die Anforderungen so oberflächlich wie möglich erfüllen. Dies beschreibt sehr gut das Verhalten der meisten StudentInnen, die ich kennengelernt habe.

Als Lehrer mußte ich zu nichts von alledem Zuflucht nehmen. Ich brauchte meine formale Autorität nicht, um Macht über meine StudentInnen zu haben. Erstens fand ich sie nicht besonders fürcheinflößend. Als nachempfundener Hippie, ein nachempfundener Radikaler seit Jahren verstand ich die Jugendkultur, wie sie nur ein neidischer Außenseiter verstehen konnte. (Weder Hippies noch Radikale konnten viel mit Schwulen anfangen.) Am wichtigsten war, daß ich die StudentInnen nicht als äußere Bedrohung für ein Establishment, von dem ich Teil war, empfand - ich sah mich als viel außenstehender als sie waren. Ich

verteidigte weder ein Analyse-System, an das ich glaubte - ich betrachtete die Praxis der amerikanischen Soziologie schon ein ganze Weile als Müll - noch meine Autorität als ein Experte im Verständnis und Lehren dieser Konzepte.

Tatsächlich lag meine Macht über die StudentInnen gerade in meiner Fähigkeit, formale Autorität aufzugeben. Indem ich mein alleiniges Recht, die Situation vorzugeben, aufgab, verleitete ich die StudentInnen dazu, selbst zu sprechen, ihre eigenen Ideen zu präsentieren, mir zu widersprechen. Dann machte ich sie fertig. Ich machte eine richtige Show daraus. Aber ich hatte auch Angst vor StudentInnen (zumindest männlichen Studenten - ich fing gerade erst an, Frauen als Menschen anzusehen); ich hatte Angst vor ihnen als Männer, normalerweise Männer, die größer, stärker, besseraussehend waren als ich. Aber in der Klasse hatte ich den Heimvorteil. Ich war mehr als scharf darauf, alle äußere Macht, professionelle Autorität aufzugeben und Mann-gegen-Mann gegen sie anzutreten. Ich konnte mich endlich an der Sorte Männer rächen, die mich immer fertig gemacht hatte. Das war viel besser, als ihn nur zu zwingen, hart für eine Arbeit zu lernen.

Und zu alledem wurde ich geliebt. Da ich es mir leisten konnte, großzügig zu sein. Ich erniedrigte StudentInnen eigentlich nicht, ich wollte nur die allgemeine Anerkennung, daß ich klüger war als sie. Die Atmosphäre war eine der einfachen Informalität, mit einem Unterton von wohlwollendem Paternalismus, typisch für das Klassenzimmer eines "radikalen Lehrers". Da dies die wahrscheinlich die freieste Art von Atmosphäre ist, die ein/e StudentIn in einem Klassenzimmer finden wird, wurde ich hoch geschätzt. Innerhalb weniger Monate hatte ich den Ruf, einer der tollsten der hippen, jungen, radikalen Lehrer zu sein. Im zweiten Jahr konnte ich mich darauf verlassen, daß alle Großen Radikalen Männer der Schule in meiner Klasse waren, mich als einen Verbündeten ansahen, oder sogar als eine Art Guru.

Bald waren die meisten meiner engen Freunde Studenten, frühere Studenten und Leute, die ich durch sie kennenlernte. Sie waren im allgemeinen jünger als ich, ärmer als ich und hatten ihre Argumentationslinien lange nicht so gut auf der Reihe wie ich. Ich war Guru, Vater-Figur und Gastgeber. Mein Apartment war ein Treffpunkt für junge, hippe Radikale. Normalerweise kamen ein paar uneingeladen vorbei. In meinem Büro oder in der Cafeteria hatte ich normalerweise ein Gefolge von einem halben Dutzend oder so an Studenten.

(Einiges davon wahr echt. Manchmal schaffte ich es, wirklich menschlichen Kontakt aufzubauen. Es gibt Leute - Studenten und Kollegen - die ich liebe und die mich lieben, die ich während ich lehrte kennenlernte. Ich stehe immer noch in Kontakt mit einigen von ihnen. Wir haben über die Vergangenheit geredet und haben authentischere Beziehungen entwickelt. Die vier Jahre an Erfahrungen, aus denen ich gerade komme, einfach abzulehnen, ist nicht nur mir selbst, sondern auch vielen anderen guten Leuten gegenüber unfair. Trotz allem anderen gab es etwas echten Kontakt, einige authentische Freundschaften, etwas kleine Liebe.)

Aber mit so viel Spielen, so vielen Machtspielen, kam ich dem Mann-sein nach allem nahe. Trotzdem: am Ende war es immer noch nicht echt, trotz all der Belohnung, der Siege, der Macht und der Anerkennung; ich konnte immer noch nicht daran glauben. Denn das, was ich von Leuten erhielt, beruhte immer noch auf der Macht, die ich über sie hatte - das war alles, was die Gesellschaft mir jemals als beruflichen Erfolg bieten würde, und das war nicht genug. Ich konnte die Rolle des Lehrers, Gurus, Ratgebers einnehmen, aber ich glaubte niemals, daß ich etwas davon war; sie waren niemals echt genug, um mich zu befriedigen. Außerhalb dieser Rollen konnten oder wollten meine Freunde, die heterosexuell waren, niemals das geben, was ich wirklich von ihnen wollte. Sex war, natürlich, ein Teil davon. Tatsächlich, glaube ich, nahm ich ihn als den größten Teil war, da ich in einem scheinbar endlosen Zustand sexueller Spannung und Frustration lebte. Die ganze Atmosphäre des Milieus, das ich für mich aufgebaut hatte, stank förmlich nach sublimierter Sexualität. Aber aus der Rückschau (aus der Perspektive, daß ich eine ganze Menge Sex gehabt habe und herausfand, daß es auch nicht geholfen hat) war der Grund dafür, daß ich mich nicht der Art meines Lebens und der Beziehungen, die ich hatte, abfinden konnte, weniger direkt. Meine Freunde waren der wichtigste Teil meines Lebens. Aber für sie, egal wie sehr sie mich auch mochten, waren die Beziehungen mit mir immer zweitrangig. Ihre wichtigsten Beziehungen hatten sie mit Frauen - Ehefrauen oder Freundinnen. Wir trafen uns, wenn sie keine Verabredungen oder ihre Ehefrauen

etwas anderes zu tun hatten. Oder ich war Gast der Familie oder wurde zu einer Verabredung mitgeschleppt.

Dies lag nicht an irgendwelchen persönlichen Fehlern, weder auf meiner noch auf ihrer Seite. Sie waren teil einer Gesellschaft, in der sich die wirkliche Intimität eines Mannes nur zu einer Frau ausgedrückt werden kann. Daß heißt, er kann sich nur jemandem öffnen und sich selbst emotional abhängig machen von jemandem, der/die kein potentieller Rivale ist, sondern der/die, im Gegenteil, darauf trainiert wurde, emotional unterstützend gegenüber Männern zu sein und eine Position der Abhängigkeit zu erwarten. Eine Darstellung emotionaler Anteilnahme gegenüber einem anderen Mann, einem Rivalen, ist ein Anzeichen einer Schwäche. Maskuline Solidarität ist in dieser Gesellschaft ein reales Phänomen unter heterosexuellen Männern. Sie ist eine Koalition von gleichen gegenüber 'Schwächeren' zur Aufrechterhaltung der Macht. Die persönlichen Beziehungen innerhalb einer solchen Koalition sind eine erwachsene Version der bewaffneten Waffenruhe, die unter Männern seit der Kindheit geherrscht hat. Solche Beziehungen sind befriedigend für Männer, die interessiert sind an der Aufrechterhaltung ihrer Macht und die sich wegen emotionaler Unterstützung an dienstbare Frauen wenden können, aber für mich waren sie überhaupt nicht befriedigend. Und dies war die einzige Art von Beziehung mit anderen Männern, mit der sich meine heterosexuellen männlichen Freunde wirklich wohlfühlten. Ich brauchte enge emotionale Beziehungen mit anderen Männern; nicht aber meine heterosexuellen Freunde. Solche Beziehungen stellen eine Bedrohung der maskulinen Fassade der Selbst-Genügsamkeit dar; diese Bedrohung macht einen Großteil der heterosexuellen Abscheu vor dem Schwul-Sein aus. Selbst der wohlmeinendste, liberalste heterosexuelle Freund wird einer Freundschaft mit einem Schwulen nicht den selben Wert geben wie es der Schwule.

Alles, was mir über Schwule beigebracht worden war, machte es für mich total unvorstellbar, mich offen als solchen zu akzeptieren. Seitdem ihre Existenz mir gegenüber eingestanden worden war, wurden mir immer hochentwickeltere Gründe beigebracht, warum sie nicht als Menschen ernstgenommen werden durften. Jahrelang kam ein einziges Wissen über die Kategorie von Leuten, die ich gesteckt wurde, durch schmutzige Witze. Später lernte ich, daß Schwule als Fälle von gehemmter Entwicklung bemitleidet werden müßten. Die Nachricht, die hängen blieb, war, daß sie mitleiderregend, verkrüppelt, gequälte Kreaturen seien, die immer gut für einen Scherz sind. Aber jedenfalls konnten Schwule nicht ernstgenommen werden. Da es für mich fürchterlich wichtig war, mich selbst ernstzunehmen, war ich vollkommen unwillig, mich selbst als teil einer Gruppe zu sehen, die als unnützlich, frivol, kindisch, albern - oder als eine gefoltete, verstümmelte Metapher für menschliche Einsamkeit dargestellt wurde.

Meine Angst vor diesem Bild war so groß, daß sie mich von jedem wirklichen Kontakt mit Schwulen abhielt, der vielleicht das Bild erschüttert hätte. Der einzige Weg für mich, dem Selbst-Hass aus dem Weg zu gehen, war, mir einzureden, daß ich mich vom Rest dieser Homos unterscheiden müßte. So erzieht das Bild des Homosexuellen, das in dieser Gesellschaft präsentiert wird, nicht nur alle Männer dazu, Angst vor ihrer eigenen Homosexualität zu haben, sie zu verstecken; es lehrt denjenigen von uns, die ihre Homosexualität nicht vor sich verbergen können, andere Schwule zu meiden und zu verachten. Auch wenn uns unsere sexuellen Bedürfnisse zueinanderführen, gibt es oft gegenseitiges Mißtrauen und Verachtung, die auf der frühen Verinnerlichung der gesellschaftlichen Stereotype basieren und gegen eine wirkliche Solidarität unter uns arbeiten. Dann kann die Gesellschaft auf die Isolation der Schwulen von einander zeigen, was sie zum Beweis der neurotischen Unfähigkeit der Homosexuellen zu Beziehungen macht.

Dies beschreibt mein Leben bis zu meinem 28sten Lebensjahr. Aber dann war ich verzeifelt genug, daß nur wenig notwendig war, mich aus den Gewohnheiten herauszubrechen, in denen ich stak. Die Schwulenbewegung machte es. Die Schwule Befreiungsbewegung ist eine sehr komplizierte Angelegenheit; sie benötigt eine ausdauernde Analyse. Aber 1969 gab es für mich daran nichts kompliziertes. Ich ging auf den November Friedensmarsch in Washington und ich sah fünf Schwule mit einem Transparent zur Schwulen Befreiung. Ich glaube nicht, daß ich jemals vermitteln kann, wie wichtig das für mich war. Nichts war mehr das selbe danach. Ich sah fünf Leute mit einem Transparent zur Schwulen Befreiung. Leute. Sie sahen weder lächerlich, noch dämlich, noch grotesk aus. Sie sprachen miteinander wie Freunde; sie schienen nicht gequält, einsam oder kläglich zu sein. Sie waren Menschen, wie ich, auf einem Friedensmarsch, und stolz darauf, schwul zu sein. Sie sahen aus wie Leute, mit denen

ich über ernste Dinge, über mein Leben, reden könnte.

Wiederum schien die Veränderung nicht zu sehr in mir, sondern in der Welt um mich herum vor sich zu gehen. Dieses Mal schien sich ein neuer Teil der Welt für mich zu öffnen, ein neuer Raum, der Raum, schwul zu sein ohne den Stereotypen zu entsprechen, die ich abgelehnt hatte. Die Verzweiflung, die ich lange in mir getragen hatte, stellte die Motivation dar, mich in diesen Raum hineinzubewegen.

Nichts passierte sofort danach. Aber alles Mögliche ging in mir vor sich. Für eine Weile war ich total depressiv. Irgendwann, so Mitte Dezember, hatte ich die Entscheidung getroffen, schwul zu sein. Mitte Januar ging ich zum ersten Mal zu einem Treffen der Gay Liberation Front. Ich fing an, ein vollkommen anderer Mensch zu werden, und die Welt fing an, mir als ein vollkommen anderer Ort zu erscheinen. Vorher hatte mich meine Homosexualität zu einem Außenseiter gemacht, entfremdet von der Gesellschaft. Aber die gesellschaftliche Realität, die mir beigebracht worden war, gab mir immer noch die Begriffe, mit denen ich mich selbst definierte. Ich hatte mich aus der Perspektive der dominanten Gesellschaft betrachtet, als ein klitzekleiner isolierter Satellit, der das riesige gesellschaftliche Universum umkreist. Jetzt hatte ich Kontakt zu anderen Menschen hier draußen, und plötzlich stellte sich heraus, daß das, was mir über solche Leute beigebracht worden war, nicht stimmte. Es gab Leute wie mich, und ich mußte nicht isoliert sein. Zuerst verstand ich nicht, warum ich angelogen worden war. Aber jetzt, da ich ich mit anderen, die mir ähnlich waren, reden konnte, wurde es offensichtlich für uns, daß diese Lüge wesentlich für die herrschende Klasse war, um Amerika funktionieren zu lassen. Wenn Männer von dem Bedürfnis, ihre maskuline Macht zu beweisen, zum Funktionieren angetrieben werden sollen, so müssen sie glauben, daß jeder, der sich entscheidet, kein Mann zu sein, ein Versager oder ein Dummkopf ist. Als wir dies verstanden hatten, fing sich all der ganze Selbsthass unserer Isolation in einem wachsenden Sturzbach aus Wut nach Außen zu wenden. Niemals zuvor hatte ich etwas wirklich gehaßt - außer teilweise mich selbst. Jetzt fing ich an, diese Gesellschaft zu hassen, und ich fing an, sie zerstören zu wollen. Es war diese Welle aus Wut, die letztlich durch die lebenslange Konditionierung brach, und was zuvor wahr geschienen hatte, erschien jetzt als etwas überwältigend böses, das zerstört werden mußte. Ich haßte, was diese Gesellschaft mir angetan hatte, was sie uns angetan hatte.

Und dies ließ mich auch erkennen, was sie noch ganz anderen antat. Ich war immer gegen aus dieser normalen liberalen Perspektive eines paternalistischen Altruismus gegen Rassismus gewesen. Nun konnte ich dies mit meiner eigenen Erfahrung, gelehrt zu werden, weniger als ein Mensch zu sein, verbinden. Dies machte mich nicht mitfühlend gegenüber Schwarzen; es ließ mich sie und den Rest der Dritten Welt als Leute sehen, die vielleicht gewollt wären, sich mit mir zusammenzutun, um Amerika zu zerstören. Ich war jetzt fähig, Frauen zuzuhören und etwas von dem, was sie sagten, zu verstehen. Alle unterdrückten Völker, alle Leute, die die herrschende Klasse als unfähig, ihr eigenes Leben zu bestimmen, definiert hat, teilen die selbe Notwendigkeit, die gegenwärtige Realität dieser Gesellschaft zu zerstören, wenn sie ihr Recht, ihr Leben selbst zu bestimmen, durchsetzen wollen. Dies geht über mich hinaus, weil dies nur nach und nach geschah - besser gesagt: es hat gerade erst angefangen. Aber das Gay Liberation Movement setzte diesen Prozeß bei mir in Bewegung. Für mich wurde dies unvermeidlich, als fünf Schwule mit einem Transparent auf einem Friedensmarsch sah.

Währenddessen starb meine akademische Karriere still an Vernachlässigung. Mein emotionales Leben war der Focus all meiner Energie. Lehren war ein Teil davon; der Rest des Paketes nicht. Ich bewarb mich für keine Stipendien, stellte keine Forschungsprojekte auf und beteiligte mich an keinen Komitees mehr als oberflächlich. Das einzige, was mir neben dem Lehren noch etwas bedeutete, war das Schreiben. Aber als meine Vorstellung von Soziologie mehr subjektiv und problem-orientiert wurde, wurde es schwerer und schwerer über etwas zu schreiben, was meine persönliche Erfahrung als extrem entfremdeter Klosett-Schwuler nicht berührte, und dafür war ich noch nicht bereit.

Mehr und mehr fühlte ich mich losgelöst von dem Motivierungssystem, das mich im akademischen Kontext funktionieren lassen sollte. Eine akademische Karriere war mir nie als mehr als ein *faute de mieux*, eine Entschuldigung für ein Leben, erschienen. Mit den Möglichkeiten, die Gay Liberation kir bot, spürte ich gar keine Notwendigkeiten mehr, mich in einem akademischen Leben einzurichten.

Jetzt war ich reif für eine feste Anstellung, und die Alternative dazu war die Entlassung. Das Komitee

der Soziologiefakultät, empfahl meine Anstellung, sehr zu meiner Überraschung. Vielleicht taten sie es, weil sie einen "experimentellen Lehrer" unter sich haben wollten, der auf gutem Fuß mit den Studenten stand. Außerdem, glaube ich, mochten sie mich, weil ich der am wenigsten männliche der radikalen Lehrer war. Ich versuchte nicht, sie persönlich zu tyrannisieren, oder Macht in der Abteilung zu übernehmen. Ich wurde als Radikaler angesehen, aber nicht als persönliche Gefahr. Vielleicht spürten sie, wie die Radikalen, daß sie mich nicht als Mann ernstnehmen mußten. Nichtsdestotrotz stimmte der Chef der Abteilung gegen mich, höhere Autoritäten unterstützten ihn, und ich wurde gefeuert. Die Gründe wurden, wie es die Tradition diktierte, soweit wie möglich im Dunkeln gehalten, aber ein Beamter vermutete gegenüber der Studentenzeitung, daß mein Verhalten "unprofessionell" gewesen sei. Ein ganze Reihe von radikalen Mitgliedern der Fakultät wurden in diesem Jahr gefeuert, acht alleine bei der Soziologieabteilung. Ich war einer der 'Sociology 8', und ein Gebäude wurde uns zu Ehren besetzt und einige Stunden lang gehalten. Jedenfalls war ich raus.

TEIL IV

Meine akademische Karriere näherte sich jetzt ihrem Ende. Ich hatte endlich aufgehört, ein Hirn zu sein und war ein Schwuler geworden, der daran arbeitete, Lehrer zu werden. Ich war raus aus der Klappe und arbeitete aktiv in der Gay Liberation Front mit. Die gesamte akademische Welt wurde zunehmend an den Rand meiner sozialen Realität gedrängt, während ich um eine Neubestimmung meiner selbst innerhalb einer neuen schwulen Community kämpfte.

Aber ein "guter Lehrer" zu sein schien mir immer noch sinnvoll zu sein, und es stellte immer noch eine große Quelle von Bestätigung für mich dar. Und ich fühlte mich immer noch zu isoliert, zu abgeschnitten von der Unterstützung durch die Community, um ohne einen Job leben zu können. Also sah ich mich nach einem anderen Platz um, an dem ich lehren konnte. Einige ältere Kollegen, die mich mochten, halfen mir. Ich wollte in New York bleiben, um weiter bei der Gay Liberation Front zu arbeiten, aber ich schaffte es nicht.

So nahm ich im Herbst 1970 die zweite und letzte Stelle in meiner akademischen Karriere an, am California State College in Hayward. Im wesentlichen war es ein Epilog. Dort zu lehren war niemals so zentral für mich gewesen wie es am C.C.N.Y. gewesen war. Mein Leben fand im angrenzenden Berkeley und in der dortigen schwulen Community statt. Eine ganze Reihe von neuen Kämpfen hatte für mich begonnen, einschließlich meiner ersten Versuche, meine Sexualität für mich zu entdecken und zu definieren. Aber dies ist eine andere Geschichte, außerhalb meiner akademischen Karriere.

Jedenfalls war meine Erfahrung in Hayward kurz, eine kleine Ausgabe und Wiederholung der Ereignisse am C.C.N.Y. Ich fand es noch unmöglicher, mit meinen Kollegen zu verkehren, ohne ziemlich depressiv zu werden. Es gab eine beinahe metaphysische Aura um die Unwirklichkeit, mit der sie die Welt betrachteten. Sie waren gleichermaßen ohne Kontakt zu den sozialen und historischen Ereignissen, die um sie herum vor sich gingen, wie zu ihren eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und Schwächen als menschliche Wesen. Sich am selben Ort wie sie zu befinden, war wie in einer kristallinen kleinen Welt eingeschlossen zu sein, out of time, out of space, wo die ganze Welt, bis in alle Ewigkeit, genau bestimmt war von klaren und deutlichen Richtlinien, die von den entsprechend bestimmten Autoritäten erlassen worden waren. Sie bauten um sich herum eine Welt ohne Kreativität, ohne Leidenschaft, ohne Ethik auf.

In so einer Atmosphäre, viel bürokratischer und technokratischer, viel weniger intellektuell als am C.C.N.Y., fühlte ich mich nichtsdestotrotz viel freier, zu lehren und zu handeln, wie ich wollte, da ich viel weniger Verlangen danach hatte, in so einer Welt zu überleben. Folgerichtig wurde ich zum Ende des ersten Jahres gefeuert. Das Gerücht besagte, daß ich es nicht geschafft hätte, ein professionelles Selbstbild zu entwickeln und dazu geneigt hätte, mich mit den Studenten zu identifizieren.

Das war das Ende meiner akademischen Karriere.

TEIL V

Wohin hat mich dies alles geführt? Als ich aus der Sackgasse der akademischen Welt herauskam, in die ich durch meinen Fehler, zu glauben, daß Hirne zu Männern werden, geführt wurde, war ich wieder an dem selben Punkt, an dem ich mit zehn war. Damals hatte ich mich entschieden, kein Mann zu sein. Ich hatte diesen Entschluß niemals ganz aufgegeben. Defensivität, ein Bedürfnis nach Sicherheit, und die überraschende Tatsache meiner maskulinen Kompetenz in einem akademischen Umfeld - all dies brachte mich dazu, viel zu lange ein männlicher Hochstapler zu sein, und ich ahte mich so daran gewöhnt, daß es schwer war, aufzuhören. Aber ich bin jetzt, und war niemals, ein Mann.

Das, was ich wirklich wollte, als ich aufwuchs, als ich zehn war, das gibt es bis jetzt noch nicht. Es existiert nicht - kann nicht existieren - innerhalb des kapitalistischen Gesellschaftssystems. Die von uns, die es jetzt zu schaffen versuchen, nennen es Schwul-Sein. Sckwul zu sein bedeutet, sich auf andere Menschen zu beziehen, ohne ein Bedürfnis der Macht über sie, ohne Angst, sich ihnen gegenüber zu offenbaren. Es ist die Fähigkeit, Gleiche zu lieben, also andere Männer und Frauen, die sich als Gleiche definieren, ohne von der Darstellung unmännlicher gegenseitiger Abhängigkeit verletzt zu sein. Schul-Sein ist revolutionär, weil es das Ende der kapitalistischen Gesellschaft und die Schaffung einer Gesellschaft, in der Schwule leben können, voraussetzt.

Die Vorstellung von Schwul-Sein hat einiges mit Homosexualität zu tun, aber sie wuchs aus den Bemühungen von Leuten, die von dieser Gesellschaft als Homosexuelle definiert worden waren, sich selbst neu zu definieren und zu verändern. Wie schwule Menschen sein werden, weiß niemand von uns bis jetzt genau. Wir mußten in Amerika überleben, und dies hat es unmöglich für uns gemacht, wirklich schwul zu sein. Wir können noch nicht einmal ganz Macht aufgeben. Wir müssen fähig sein, uns gegen eine Gesellschaft zu verteidigen, die uns zunehmend angreifen wird, wenn sie unsere Gefährlichkeit für sie entdeckt. Also reden wir von 'Gay Power'. Aber dies darf keine Macht um ihrer selbst willen sein. Wir dürfen uns nicht in Begriffen der Macht definieren. Der erste Schritt, den wir in Richtung Schwul-Sein unternehmen können. Die erste konkrete Sache, die Schwule jetzt tun können, ist, Beziehungen zueinander aufzubauen, ohne Macht zu gebrauchen.

Das ist die Theorie. Sie wird nur wirklich, wenn sie ein Teil unseres Lebens wird. Zur Zeit besteht mein Leben darin, zu lernen, was es bedeutet, schwul zu sein. Im Moment lebe ich mit fünf anderen schwulen Männern in einem großen alten Haus in Oakland, Kalifornien. Wir seit einem Jahr zusammengelebt, haben uns gegenseitig mit Ersparnissen und verschiedenen normalen Jobs unterstützt und versucht zu lernen, uns aufeinander zu beziehen. Wir werden uns bald auflösen. Wir haben es nicht geschafft. Wir sind noch zu sehr in den alten Formen verhaftet, immer noch zu viel Mann. Aber in dem Prozeß haben wir etwas gelernt. Zwei von uns arbeiten daran, ein neues Kollektiv aufzubauen und wir werden es wieder versuchen. Es gibt kein Zurück; hinter uns ist nur Leere. Und was vor uns liegt, wird nur entstehen, wenn wir es schaffen.

Ich muß mich auch entscheiden, wa ich mit all dem Wissen den Fähigkeiten anfangen soll, die ich in Leben in der heterosexuellen Welt gelernt habe - mit den Ressourcen und der Macht, zu denen ich dadurch Zugang habe. Da ich mich jetzt nicht mehr als ein Intellektueller definiere, habe ich mich mit dem Intellektualismus abgefunden. Als ich ein Hirn war, waren Kopfsachelegungen die Quelle für mein Gefühl von Selbstbewußtsein und ein Trost in der Einsamkeit. Jetzt habe ich andere, weniger entfremdete Quellen für mein Selbstbewußtsein, aber es wird noch lange dauern (vielleicht für immer), bis ich ohne einen solchen Trost leben kann. Als Akademiker lernte ich, Ideen als Waffen einzusetzen, um meine Macht über andere zu begründen. Jetzt lehne ich eine Identität ab, die auf Macht basiert. Jedoch bin ich mehr denn je in einen Kampf gegen alle Mächte dieser Gesellschaft involviert; in diesem Kampf gibt nur der Einsatz von Ideen das Gefühl, mich gegen meine Unterdrücker zur Wehr zu setzen. Deshalb dieses Papier.

Zum Schluß: Ich habe keine Antworten. Ich weiß nicht, wohin ich gehe, nur die Richtung, in die ich mich bewegen muß. Ich fühle mich oft einsam und isoliert auf dieser Reise, aber dies verändert sich. Langsam, nach vielen Fehlstarts, kommen wir zusammen. Wir haben Angst, da wir die Welt, die wir kennen, ganz hinter uns lassen, mit der ganzen Sicherheit, die sie bot. Es ist immer noch sehr schwer, uns einander das

Leben anzuvertrauen. Aber es gibt kein zurück, und während wir uns bewegen, bauen wir die Zukunft auf. Wir müssen eine neue Welt aufbauen, wenn wir uns die Möglichkeit, weiterzuleben, geben wollen. Dazu sind wir entschlossen, also gehört die Zukunft uns.

POSTSCRIPT

Es ist jetzt etwas mehr als fünf Jahre her, daß "Die Geschichte einer kurzen, erfolglosen akademischen Karriere" geschrieben habe. Wenn ich es wieder lese, hinterläßt es eine Menge gemischter Gefühle - stark und schwer zu definieren. Mein Leben ist seitdem weitergegangen, so sehr, daß mir die Person, die den Artikel geschrieben hat, genauso fremd vorkommt, wie der Michael Silverstein, der so gerne ein College-Professor geworden wäre.

Mein Leben hat sich ganz konkret in Hinblick darauf geändert, wie ich lebe und mein geld verdiene, und mit diesen Veränderungen hat sich auf mein Blick auf die Welt verändert. Diese Veränderungen betreffen nicht mich allein. Ich habe mich verändert, weil ich Teil einer sich verändernden schwulen und linken Bewegung bin. Durch gemeinsame Kämpfe haben viele von uns die Grenzen der Ideologie der Gay Liberation von vor fünf Jahren verstanden. Weil wir gelernt haben, Verbindungen mit anderen Menschen herzustellen, die eine ähnliche politische Perspektive haben, konnten wir uns alle ändern.

Bevor ich dieses Postscript anfang, bemerkte ich, wie ich vom Journal, das ursprünglich die "Geschichte" veröffentlichte, beschrieben worden war: "Michael Silverstein ist ein Teil des Schwulenkollektives der Freien Klinik Berkeley. Er lebt in einem Schwulenhaushaus in Oakland, Kalifornien." Ich schrieb diese Beschreibung selbst, um den Leuten zu vermitteln, daß "Schwul-Sein" das Zentrum meiner Identität darstellte. Zu dieser Zeit glaubte ich, daß es die Tatsache des Schwulenseins war, die mich von anderen weißen Mittelklassenmännern unterschied und mich zu radikaler Politik führte; für mich stimmte das. Die Stärke meiner eigenen Gefühle ließ mich glauben, daß dies auch für andere Schwule zutreffen mußte. Wenn ihnen nur gezeigt würde, wie sie die Gesellschaft unterdrückt, weil sie Schwule waren, so müßten sie sich an die Seite aller Unterdrückten stellen, gegen unsere gemeinsamen Unterdrücker.

Die größte Desillusion der letzten paar Jahre war, daß ich gezwungen war zuzugeben, daß das mit dem revolutionären Potential der Schwulen nicht stimmt. Nicht alle von ihnen spüren den Schmerz, wie ich ihn spürte. Noch weniger verbinden den Schmerz mit der maskulinen Rollen oder erkennen die Notwendigkeit, diese Rollen zu verändern. Und noch weniger sehen die Rollen als teil der kapitalistischen gesellschaft, die nur durch einen Kampf für Sozialismus geändert werden kann. Viele schwule, vielleicht die meisten, wollen ihren Anteil vom Kuchen, und wenn sie es in Bezug auf Klasse und Hautfarbe schon ganz gut geschafft haben, scheint Schwul-Sein als solches nicht mehr ein besonders großes Problem zu sein. Dies bedeutet nicht, daß ich nicht mehr die Realität der Schwulenenunterdrückung erfahre, aber ich sehe sie als ein Teil einer Identität einer Person, die eventuell durch andere Charakteristika, besonders durch Klassenprivilegien ausgeglichen wird.

Mein Hauptbezugspunkt jetzt sind diejenigen Menschen, die ihr Verständnis ihrer Unterdrückung dazu führt, Teil des allgemeinen kampfes gegen jede Unterdrückung zu werden. Ich fühle eine besondere Nähe zu schwulen, aber ich sehe mich nicht mehr mit "Schwulen Leuten" vereinigt. Schwul-Sein ist nicht mehr der Kern meiner Identität. Positiver gesagt, die Entstehung von Dritte-Welt- und ArbeiterInnenklasse-Schwulengruppen hat mir geholfen, ihre Unterdrückung auf einem viel grundsätzlicherem Niveau zu verstehen. Folglich fühle ich mich jetzt viel stärker einer allgemeinen linken Bewegung zugehörig.

Als ich die "Geschichte" schrieb, war ich mir der Existenz des Rassismus und des Klassensystems bewußt, aber sie waren nicht so wirklich für mich wie jetzt, da ich mich mit meinen Privilegien identifizierte.

Eine der Hauptreaktionen auf den Artikel bezog sich auf die Sprache - wie er sich anhört. Ursprünglich arbeitete ich sehr hart dran, veränderte ihn immer wieder. Es war bei weitem das beste, was ich jemals geschrieben hatte. Vielleicht wollte ich den Akademikern sagen, sie sollten zur Hölle fahren, daß ich nicht Erfolg in ihrem Spiel haben wollte, aber zur selben Zeit wollte ich beweisen, daß ich ein

Intellektueller sein konnte, daß ich immer noch ein besserer Analytiker war als die meisten von ihnen. Es war nötig für mich, so zu handeln, als würde ich die Rolle einer Professors aus eigenem Antrieb zurückweisen. Ich konnte nicht vollständig akzeptieren, was mir passierte. Ich war aus meiner Nische als Intellektueller der gehobenen Mittelschicht gestoßen worden. Ich hatte es nicht geschafft, etwas zu produzieren, und war als unzuverlässig befunden worden. Ich wurde deklassiert. Im Inhalt akzeptiere ich das, aber der Stil stellt das Gegenteil dar. Wenn ich den Artikel jetzt wieder lese, scheint es genau das Gegenteil zu bewirken, da die Menschen, die ich erreichen zu wollen behauptete, Menschen, die nicht auf eine weiterführende Schule gegangen waren, nicht verstanden hätten, was ich geschrieben hatte.

Dies bringt mich auf das Leben, das ich jetzt führe, das die Ursache für die Veränderung meines Bewußtseins gewesen ist. Wenn ich eine neue "Identification" schreiben müßte, würde sie wahrscheinlich so aussehen: "Michael Silverstein ist ein Mitglied der June 28th Union, einer sozialistisch - pro-feministischen Organisation von Schwulen, die gegen Rasismus und Imperialismus, als auch gegen Schwulenunterdrückung kämpft." Ich lebe und arbeite immer noch hauptsächlich mit Schwulen, nicht mehr weil ich als meine endgültige Community ansehe, sondern teilweise wegen meiner Geschichte und teilweise, weil ich spüre, daß es zur Zeit der beste Ort ist um gute politische Arbeit zu tun. Ich habe einen Job, der zu der Zeit, in der ich den Artikel schrieb, ideal geschienen hätte. Als Programm-Spezialist der Gay Community Of Concern werde ich dafür bezahlt, mit Geistesgesundheits- und Beratungsagenturen zu arbeiten, ihnen beizubringen, was sie nicht über Schwule wissen. Ich arbeite auch bei der Gay People's Union von Stanford (wo unser Büro ist) mit und organisiere da Aktivitäten wie Beratungen. Ich bin sehr froh, einen solchen Job zu haben.

Erstens habe ich in den letzten Jahren gelernt, daß Jobs etwas sind, für das man dankbar ist (im Jahr davor war ich ghost-writer für Studienarbeiten). Auch werde ich für etwas bezahlt, was ich normalerweise unentgeltlich tat. Manchmal macht es Spaß, und ich kannes ziemlich gut, und es trägt einiges dazu bei, Schwulen zu helfen. Nichtsdestotrotz denke ich nicht, daß diese Arbeit ein besonders wichtiger Teil der Arbeit für die Revolution ist oder notwendigerweise zu einer weitreichenden gesellschaftlichen Veränderung führt. Die Grenzen wurden mir von den Leuten, mit denen ich zusammenarbeite, klargemacht. Sowohl die Gesundheitsprofessionellen der Agenturen als auch die Schwulen des Männerkollektivs der G.P.U. (ich arbeite nicht sehr viel mit dem Frauenkollektiv zusammen, das aber politischer ist) stimmen in der Überzeugung überein, daß Schwule, besonders Schwule, die dem Stanford-Typ entsprechen, mit einem Minimum an Veränderung in den American Way of Life passen. Die "Schwule Community" kann eine unter vielen "speziellen Communities" sein - besonders aber harmlos - für die Platz geschaffen werden kann. Schwule werden von beiden Gruppen als Variationen der Norm angesehen. Andere Individuen in der G.P.U. haben ein etwas breiteres Verständnis der Schwulenbewegung, besonders in Hinblick auf die Idee des Aufbaus einer Community, aber vor dem Hintergrund der Klassenlage der schwulen Community von Palo Alto ist dies das weiteste, wie jemand geht.

Die Schwulenbewegung mag langfristig eine progressive Kraft sein, aber zum heutigen Zeitpunkt ist sie nicht so wichtig für mein Leben. Eins der Dinge, die ich an meinem Job mag, ist, daß er halbtags ist. Den Rest meiner Zeit und den Großteil meiner Energie stecke ich in die politische Arbeit in San Francisco, wo ich jetzt lebe. Ich mache eine Arbeit, die als sozialistische Organisation innerhalb der schwulen Community begreife, die uns mehr in Richtung schwuler Arbeiter and Arbeitsloser, als in Richtung einer Elite von Intellektuellen und Studenten bringen soll. Ich spüre immer noch die Wichtigkeit, Schwule zu erreichen, da die amerikanische Linke, die die Geschichte des Heterosexismus mit dem Rest der amerikanischen Gesellschaft teilt, die Schwulen in der Arbeiterklasse ignoriert hat. Ein Ergebnis des Heterosexismus ist, daß schwule Arbeiter erheblich von der Arbeiterbewegung isoliert worden sind. Ich teile die Ansicht, daß wir innerhalb der gesamten Linken arbeiten müssen, während es unsere primäre Aufgabe ist, eine sozialistische, von Arbeitern geführte Schwulenbewegung aufzubauen, mit vielen anderen schwulen Sozialisten. Unser Fernziel ist eine politische Kraft, die die Rechte von Schwulen umfaßt, als einen wesentlichen Teil einer sozialistisch-feministischen Gesellschaft.

Die andere wesentliche Veränderung, die ich durchgemacht habe, ist der Kampf gegen den Individualismus. Ich versuche jetzt, mein Leben in einer kollektiven, politischen und materialistischen Perspektive zu sehen. Durch den kollektiven Kampf habe ich nach und nach verstanden, wie der

Individualismus mich geschwächt hat. Mehr und mehr erscheinen mir die Selbsterkenntnis und die tiefen Einsichten, die sich im Artikel widerspiegeln, die attraktivere Seite der Gefühle der Einsamkeit, Isolation und Entfremdung zu sein, an denen ich mich erfreute und unter denen ich litt. Mein Schmerz kam mir einzigartig vor. Er gab mir einen ungewöhnlichen Wert durch die Tiefe und den Reichtum, die er meinem Charakter gab, und ich würde ihn individuell lösen, auf der Grundlage eminenter eigener Fähigkeiten der Selbstanalyse und Selbstbestimmung. Wie bei der Sprache des papiers, so betont der Inhalt den kollektiven prozeß und gegenseitige Unterstützung, während der Ton den Prozeß eines außergewöhnlichen Selbstbewußtseins zelebriert. Ich bin kritisch gegenüber dem Ton, der eine Höherwertigkeit gegenüber normalen Menschen behauptet, die nicht den Schmerz gefühlt haben, der meine Sensibilität geschärft hat. Aber Schmerz und Unterdrückung sind nichts einzigartiges, weder bei mir noch bei Schwulen. Meine Interpretation davon als etwas ungewöhnliches und nicht teilbares war Elitismus. Individualismus ist der Kern des Elitismus, der schon immer die intellektuelle Linke von der Masse der menschen in diesem Land getrennt hat. Mittelschichts-Intellektuelle müssen endlich verstehen, daß sie von der "gefühllosen" Massen viel lernen können, die dazu gezwungen werden, in Armut und Schinderei zu leben; vielleicht mehr lernen als lehren.

In meinem Leben bin ich weniger mit "Selbst-verwirklichung" und "in Kontakt kommen mit meinen Gefühlen" beschäftigt, als mit "Kampf", "Solidarität" und "Kritik/Selbstkritik". Es gibt einen Widerspruch in der Mittelschichts- "Selbsterfahrungsbewegung", einschließlich der Männerbewegung, die ich größtenteils in diesem Kontext begreife: Die Betonung von Sensibilität und Bewußtsein beruht auf ökonomischen Privilegien. Ich denke, daß die Beschäftigung mit solchen Dingen nur möglich ist für Leute, deren Einkommen und Lebensstil ihnen die Zeit und die Energie lassen, sich ihrer persönlichen Entwicklung zu widmen. Wenige Leute, die vierzig Stunden oder mehr pro Woche arbeiten werden wahrscheinlich ihre Freizeit dafür verwenden, "ihr Bewußtsein zu erweitern". Die Leute, die sich mit der "Selbsterfahrungsbewegung" identifizieren, sind selten bereit, die Realität ihrer Privilegien wahrzunehmen. Die Möglichkeit, Zeit und Geld für die persönliche Entwicklung auszugeben, wird auf die Dauer mit der Unterdrückung der Arbeiter und Arbeitslosen in diesem Land und auf der ganzen Welt bezahlt. Ich glaube nicht, daß dies "nur" ein "moralischer Trip" ist, sondern daß es eine objektive soziale Tatsache ist, daß die "Selbsterfahrungsbewegung" auf diesem grundlegenden Widerspruch basiert.

Die reale politische Bedeutung der "Selbsterfahrungsbewegung" und der Männerbewegung wird von davon bestimmt sein, wie sie mit diesem Widerspruch umgehen. Wird die Bewegung, oder Individuen darin, von ihrer Sensibilität dazu geführt werden, aktiv daran zu arbeiten, das System der Privilegien, von denen sie profitieren, abzuschaffen? Werden sie erkennen, daß eine Sensibilität gegenüber den eigenen Gefühlen, die auf der Kälte gegenüber dem Leiden anderer basiert, letztendlich ein Selbstbetrug ist? Wenn dem so ist, dann kann die "Selbsterfahrungsbewegung" ein Vehikel sein, durch das diejenigen Mittelschichtsbürger mit einer echten moralischen Sensibilität ihre Klassenherkunft verraten und sich am Kampf der Unterdrückten beteiligen. Aber wenn einem seine "feinen Gefühle" eine Entschuldigung für die eigenen privilegien sind, dann wird Selbsterfahrung noch mehr zu einem Spiel werden, das von Aristokraten gespielt wird.

Wohin führt mich das? Den oben benannten Widerspruch zu verstehen, war eine wirkliche Erfahrung für mich. Der wichtigste persönliche Aspekt erscheint mir jetzt offensichtlich - ich bin nicht mehr allein.

Dieser Artikel erschien zuerst, ohne das "Postscript" in 'The Insurgent Sociologist', Herbst 1972.

Insgesamt wurde der Text entnommen aus: A Book Of Readings For Men Against Sexism, edited by Jon Snodgrass; Times Change Press, Albion, Kalifornien 1977

copyright: 1977 by Jon Snodgrass